

BUCHBESPRECHUNGEN

GUNNAR MYRDAL

DAS WERTPROBLEM

IN DER SOZIALWISSENSCHAFT

Schriftenreihe des Forschungsinstituts der Friedrich-Ebert-Stiftung, Verlag für Literatur und Zeitgeschehen, Hannover 1965. 274 S., Ln. 34,— DM.

Von Gunnar Myrdal, bedeutender Theoretiker der Sozial- und Wirtschaftswissenschaft, aber beileibe nicht nur das, sondern weltbekannterer „Sozialpraktiker“, d. h. ein Mann, der nicht nur seinem eigenen Land als Parlamentarier und Minister gedient hat, sondern auch von fremden Staaten als Gutachter in heiklen sozial- und wirtschaftspolitischen Fragen von größter allgemeiner Bedeutung herangezogen wurde und als Leiter der Europäischen Wirtschaftskommission der UNO eine weitreichende Wirksamkeit entfaltet hat, ein sehr kritisches Buch zur Methodologie der Sozialwissenschaft zu lesen, führt wohl jeden, den Fachmann wie den solchen Problemen zugewandten gebildeten Laien, zu wertvoller Bereicherung und vor allem zur selbstkritischen Wertung des eigenen Tuns. Gerade darin aber liegt der tiefere Sinn des Werkes.

Myrdal legt mit seinen Untersuchungen über das Wertproblem in der Sozialwissenschaft den Finger auf den wunden Punkt dieser Disziplin, der darin besteht, daß die auf diesem Gebiet tätigen Wissenschaftler zwar eine Vielzahl von menschlichen Beziehungen untersuchen, nicht aber ihre eigene soziale Bezogenheit. Namentlich die neueren amerikanischen Soziologen sündigen in dieser Hinsicht. Sie gehen, je nach ihrer eigenen sozialen Situation, von bestimmten Wertvorstellungen aus, die sie bei ihren Studien als axiomatische Voraussetzungen unterstellen, ohne sie offen darzulegen. In ihre Faktenauswahl, ihre Faktenverarbeitung und ihre Schlußfolgerungen schleichen sich damit Wertungen und Vorurteile ein, die mit der Wissenschaftlichkeit ihrer Werke nicht vereinbar sind und noch weniger mit dem von ihnen zumeist erhobenen Objektivitätsanspruch.

In diese Situation der Sozialwissenschaft fährt Myrdals Buch wie ein reinigendes Gewitter hinein. Es stellt übrigens keine in sich geschlossene Arbeit dar, sondern ist eine von *Paul Streeten* besorgte und von ihm mit einem kommentierenden Vor- und Nachwort versehene Auswahl aus seinen hauptsächlichen Schriften, aus denen teils ausführliche Zitate, teils ganze Kapitel übernommen sind, soweit sie das Generalthema des Buchtitels betreffen. Myrdal hat ja solche methodologische Überlegungen immer wieder in seine Werke eingestreut, und es ist zu ihrer Verdeutlichung zweifellos sehr nützlich, sie hier nicht nur in rein theoretischen Auseinandersetzungen dar-

gestellt, sondern auch an einem von Myrdal untersuchten Problem, dem amerikanischen Negerproblem, demonstriert zu sehen. In dieser glücklichen Verbindung von methodologischer Forderung und gleichzeitiger Beispielgebung liegt einer der Hauptreize der von Paul Stree-ten getroffenen Präsentation.

Myrdal sieht den Ausweg aus der nicht einfachen Situation der Sozialwissenschaftler im wesentlichen darin, daß sie ihre Wertprämissen offen bekennen und nicht unter dem Schleier einer scheinbaren, aber nicht vorhandenen, weil gar nicht möglichen Objektivität oder eines Rückzugs in eine Art aller Praxis abgewandten elfenbeinernen Turms der „reinen“ Theorie verbergen.

Der Unterschied seines Vorgehens von dem vieler anderer wird gerade bei seinen Betrachtungen über das amerikanische Negerproblem klar. Nur im Hinblick auf die Praxis, auf die Beeinflussung der gesellschaftlichen Vorgänge durch „social engineering“ erscheint Myrdal theoretische Sozialwissenschaft als sinnvoll. Gerade sie erfordert wie keine andere eine offene Darlegung ihres Wertsystems; der Mensch läßt sich nicht in wertfreie mathematische Formeln auflösen.

In die Tiefe gehende Ausführungen über wissenschaftliche Denk- und Arbeitsprobleme sind auch der Bedeutung einer initialen Theorie für die Fakten- und Datensammlung sowie für die Ordnung des gesammelten Materials gewidmet. Myrdal sieht das „logische Kreuz aller Wissenschaft“ darin, „daß sie nämlich in all ihren Arbeiten ein a priori annimmt, aber ihren Ehrgeiz darauf richten muß, eine empirische Basis für dieses a priori zu finden. . . Aber die empirische Kenntnis kann nicht ohne Auslese- und Ordnungsprinzipien erworben werden, das heißt, nicht ohne ungefähre Vorstellung von der Theorie... So versuchen wir dauernd etwas zu tun, was nie perfekt getan werden kann... In der augenblicklichen Situation geht es nicht um die verhältnismäßig simple Aufgabe - wie oft angenommen wird -, verschiedene ‚leere Fächer‘ der Theorie mit empirischem Wissen zu füllen, denn unsere theoretischen Fächer sind vornehmlich deshalb leer, weil sie so konstruiert sind, daß sie die Realität nicht aufnehmen können. Wir brauchen neue Theorien, die — wie abstrakt sie auch sein mögen — in dem Sinne realistischer sind, daß sie den Tatsachen besser entsprechen.“ (S. 238 f.)

Stark unterstreicht Myrdal die Forderung, aller initialen Theorie den Charakter einer Hypothese zu geben, die variabel sein kann. Mit seinen Darlegungen über das Wertproblem in der Wissenschaft liefert er nicht zuletzt auch einen bedeutenden Beitrag zum Problem des Verhältnisses zwischen Ethik und Wissenschaft.

Walter Gyssling

ALLEN WHEELIS

WER WIR SIND UND WAS UNS BLEIBT

Der Mensch von gestern in der Welt von morgen. Übersetzt von Johanna Schiene. Szczesny-Verlag, München 1965. 294 S., Ln. 22,50 DM.

Wheelis beschäftigt sich in seinem Buch mit dem Charakterwandel der Amerikaner im zwanzigsten Jahrhundert. Seiner Auffassung nach haben die Amerikaner ihre alte Identität verloren, suchen sie eine neue. Seine Erörterungen gehen vom Platz des Psychoanalytikers hinter der Couch aus: Die allgemeinen Gesichtspunkte Wheelis „sind daher von Beobachtungen an Menschen abgeleitet, die in der Stadt und in guten Verhältnissen leben. Man darf jedoch mit einigem Recht annehmen, daß Wesensänderungen, die weite Kreise angehen, sich zuerst in dieser Gruppe zeigen, denn sie erfährt als erste den vollen Umfang und die Vielfalt technischer Veränderungen“ (9). Unter diesem Aspekt untersucht Wheelis die Entwicklung des Gesellschaftscharakters, das Verhältnis von Psychoanalyse und Ideologie, Kultur und Charakterwandel, die Identitäts- und Wertproblematik. Gewissermaßen zur Veranschaulichung verknüpft er seine theoretischen Erörterungen mit der Schilderung des Werdeganges eines Menschen, der, wie er meint, für das neunzehnte Jahrhundert bezeichnender ist als für das zwanzigste. Es gelingt ihm, die Entwicklung eines innengeleiteten Charakters und dessen Konflikte in der heutigen Gesellschaft eindrucksvoll darzustellen.

Wheelis behauptet, die Identität des einheitlichen Selbstbewußtseins (17) sei heute geringer als vor fünfzig Jahren (18). Das zeige sich unter anderem an der Evolution der Neurosenstruktur. An die Stelle der Symptomenneurose, die als Phobie, als Verfolgungswahn, als Zwangshaltung, als physisches Symptom ohne physische Ursache zutage trat (42), seien heute diffuse Persönlichkeitsstörungen getreten, die als allgemein gehaltene Beschwerden, etwa: „Schwierigkeiten im Umgang mit Menschen“, „Ich bin nicht sehr glücklich, ich habe das Empfinden, daß ich aus meinem Leben mehr herausholen müßte“, „Ich bin nicht beweglich genug“, geäußert werden (43). Ich kann an dieser Stelle Wheelis nicht ganz zustimmen und vermute, seine Auffassung, Neurosen würden nicht mehr in Form von Syndromen oder Krankheiten auftreten, rührt daher, daß heute, wo Neurosen, was immer man darunter versteht, großzügiger als früher sozial geduldet werden, Leute bereits mit diffusen Störungen zum Therapeuten gehen, die diesen einst erst bei viel stärkerem Leidensdruck aufsuchten. So mag dann der Eindruck entstehen, als ob die Struktur der Neurosen sich verändert habe, wo sich lediglich der Kreis der Patienten anders als in der Vergangenheit zusammensetzt.

Gründlich setzt sich Wheelis mit dem Vorwurf auseinander, die Psychoanalyse ersticke

die Rebellion und ermutige den Konformismus. Er meint, die Analyse erzeuge keinen Konformismus. Eher sei es umgekehrt: „Der Konformismus ‚macht‘ die Analyse — und zwar zu einem der bekanntesten und am stärksten respektierten medizinischen Fachgebiet. Der Drang, sich anzupassen, wird vom Patienten mitgebracht, nicht durch den Analytiker übertragen“ (54).

Aber durch das Problem der Anpassung sei das Verhältnis der Psychoanalyse zu den Schwierigkeiten des modernen Menschen nicht genügend gekennzeichnet. Ein weiteres gehöre dazu: „Die eigentliche Aufgabe der Psychoanalyse ist, das Bewußtsein auszuweiten, Dinge erkennbar zu machen, die zuvor unbewußt waren. (Hierdurch wird zugleich die Position im Anpassungskampf verbessert.) Aber wenn dies alles geschehen ist, sind viele Menschen weiterhin unzufrieden. Irgend etwas Wichtiges, etwas, das man sich erhofft hatte, fehlt noch immer. Dieses Etwas läßt sich bei der Psychoanalyse nicht finden: Sie ist keine Ideologie, sie liefert kein Wertsystem, sie verrät nicht, wofür zu kämpfen sich lohnt. Der Verwirrung unserer Zeit hat sie keine Antwort entgegenzusetzen“ (54 f.). So ähnlich sagte es *Freud* auch.

Im Zusammenhang mit der Diskussion der Frage, wieweit die Psychoanalyse Anpassungshilfe sei, weist *Wheelis* darauf hin, daß das menschliche Dasein nicht getrennt von der Kultur betrachtet werden darf. Diese sei das Ergebnis des instrumentalen und institutionellen Prozesses. Der instrumentale Prozeß umfasse die wissenschaftliche Denkweise, die Entdeckung, Erfindung und Gebrauch materieller und begrifflicher Werkzeuge, „außerdem die freien und angewandten Künste. Kunst will, wie alle Künstler wissen, Probleme lösen. Ihre Antworten werden aus Mühe und Anstrengung geboren, nicht durch Offenbarungen von oben oder durch den Kuß der Muse. Damit sollen weder Existenz noch Bedeutung von Inspiration und Zufallserkenntnis in Kunst und Wissenschaft geleugnet werden. Aber der Zufall, sagt *Claude Bernard*, bevorzugt den vorbereiteten Geist. Die Autorität des instrumentalen Prozesses gründet sich auf die Vernunft; sie leitet sich aus seinem nachweisbaren Nutzen für den Lebensprozeß her. Oberste Instanz ist der Beweis“ (84.f.).

Dagegen führt der institutionale Prozeß zur Erschaffung von Mythen. Seine oberste Instanz ist die Macht. Er „umfaßt alle Tätigkeiten, die von der Suche nach Sicherheit geleistet werden. Alles Irdische ist der Veränderung unterworfen, und deshalb kann Menschenwerk keine Sicherheit bieten. So wird der Suchende sein Ziel nur in einem Bereich finden, der dem menschlichen übergeordnet ist — mit den Worten *Salomons*: ‚Verlaß dich auf den Herrn von ganzem Herzen, und verlaß dich nicht auf deinen Verstand‘“ (85).

Ich halte diese Unterscheidung für brauchbar. Sie erinnert an *Marx'* Unterbau-Überbau-Relation, wenn sie sich auch nicht mit dieser deckt. Sprachlich scheinen mir die Begriffe sehr gut gewählt. Nur wird die wechselseitige Abhängigkeit der beiden Prozesse in ihrer Dialektik von *Wheelis* nicht deutlich genug dargestellt. Auch vermisse ich nähere Hinweise auf den Zusammenhang zwischen Gesellschaftscharakter und Klassenstruktur. Dafür untersucht *Wheelis* ausführlich die Beziehungen zwischen Ich, Über-Ich, instrumentalem und institutionalem Prozeß: „Das Ich ist Fürsprecher der Veränderung und Anpassung, das Über-Ich Bewahrer der Tradition und Verteidiger der Sitte.“ „Eine Gesellschaft, in der der vorherrschende Gesellschaftscharakter (...) von einem machtvollen Über-Ich mit weitreichendem Einfluß bestimmt wird, setzt technischer Veränderung nachdrücklich institutionalen Widerstand entgegen. Und umgekehrt: Eine Gesellschaft, in der dieser Charakter durch ein weniger einflußreiches Über-Ich gekennzeichnet ist, setzt technischer Veränderung geringeren institutionalen Widerstand entgegen“ (beide Zitate S. 115).

Ein Psychoanalytiker wendet sich in diesem Buch gegen die Institutionalisierung der Psychoanalyse. Nachdrücklich weist er darauf hin, daß die Praxis soviel Unsicheres birgt, daß die Psychoanalyse kein geschlossenes System psychologischer Absoluta ist. Und jenen, denen das nicht behagt, schreibt er folgende Worte ins Stammbuch: „Einer lebendigen Wissenschaft geht es mehr darum, ihre Unbekannten zu erforschen, als darum, das Bekannte zu rühmen. Wer nicht mit fundamentalen Ungewißheiten leben kann, ist kein Forscher, sondern ein Wallfahrer“ (276).

Prof. Dr. Wilfried Gottschalch

ERICH KELLNER (Hrsg.)

CHRISTENTUM UND MARXISMUS — HEUTE

Gespräche der Paulus-Gesellschaft. Europa Verlag, Wien-Frankfurt-Zürich 1966. 350 S., Ln. 25,80 DM.

1965, zehn Jahre nach ihrer Gründung, hat die Paulus-Gesellschaft, München, in Salzburg einen Kongreß unter das Thema „Christentum und Marxismus — heute“ gestellt. Über 200 Wissenschaftler und Theologen haben dort in redlichem Bemühen ihren Standort innerhalb dieser gegensätzlichen Positionen erläutert, fern von Polemik und Glaubenseifer, getragen vom Bewußtsein der „Gesamtverantwortlichkeit der Menschen füreinander“, von einer Einsicht, die *Gustav A. Wetter* so formuliert: „Die Unmöglichkeit einer ideologischen Koexistenz kann in dem Sinne angenommen werden, wonach zwischen einander widersprechenden Lehren eine friedliche Koexistenz unmög-

lich ist; zwischen den Menschen aber, die sich zu verschiedenen Lehren bekennen, ist eine friedliche Koexistenz nicht nur möglich, sondern unbedingt zu fordern: sie erfordert zwar einen Kampf zwischen den beiden Teilen, aber einen Kampf, der nur mit geistigen Mitteln geführt werden darf. Ziel dieses Kampfes ist der Fortschritt in der Erkenntnis der Wahrheit, nicht die Eliminierung oder physische Liquidierung des Gegners."

Jetzt kann man Referate und Diskussionsbemerkungen nachlesen. So ist ein fesselndes Buch entstanden, bewegend durch die spürbare Anstrengung, über die Gedanken des anderen nachzusinnen und in ihrem Lichte den eigenen Weg des Erkennens und Glaubens zu betrachten. Eine Fülle intelligenter Aussagen, weitsichtiger Thesen wird vor dem Leser ausbreitet. So die lapidare Feststellung des Hamburger Mediziners *Arthur Jores*: „Die Zukunft des Menschen kann nicht gegen die Gläubigen aufgebaut werden, nicht einmal ohne sie; und die Zukunft des Menschen wird nicht aufgebaut werden können ohne die Kommunisten, nicht einmal ohne sie." Auch *Erich Kellner*, der Gründer der Paulus-Gesellschaft, muß zitiert werden mit seiner Würdigung der marxistischen Ideologie: „Die geschichtliche Tat der marxistischen Ideologie war es, die soziale Dimension des Menschen in einer Weise entdeckt und ins allgemeine Bewußtsein gerückt zu haben wie keine andere philosophische Weltanschauung und Bewegung zuvor."

Auch wunde Punkte werden, bei aller Behutsamkeit der Formulierung, berührt, z. B. von dem Heidelberger Physiologen *Hans Schaefer*: „Ich wage als Christ, der ich sein will, die Behauptung: wären die Christen wirklich Christen, es gäbe keinen Kommunismus." Kenntnissreich wird das Afarx-Zitat „Religion ist das Opium des Volkes" in seiner geschichtlichen Bezogenheit erläutert und die falsche Zitierweise „Opium für das Volk" berichtigt. Die auf ein ideales Menschentum gerichtete Utopie der Marxisten wird deutlich in der Bemerkung, daß „durch die irdische Vollendung dessen, was der Glaube anstrebt", das Christentum von der Erde verschwinden werde. Aber ein anderer Marxist relativiert diese Zukunftserwartung mit der skeptischen Ansicht, daß wir „immer nur auf dem Wege zu dieser Welt der sozialen Harmonie" sein werden. Er spricht von „dem unauflösbaren Widerspruch zwischen Individuum und Gesellschaft, dem tiefsten menschlichen Widerspruch."

Weit greift *Salvatore di Marco* aus, indem er sich gegen den Umgang „mit toten Büchern" wendet und den „ideologischen Protektionismus" (!), die „ideologische Trennung nach Treue und Untreue zu Marx" attackiert. Weiter sagt er: „Die Begriffe ‚Religion' und ‚Marxismus' können nicht mehr in arithmetischer Proportion mit den Begriffen ‚Reaktion' und ‚Fortschritt' schlechthin identifiziert werden."

Freilich muß erwähnt werden, daß Salzburg kein „Diskussionsforum zwischen Ost und West" war, als welches es in einem Pressebericht bezeichnet worden ist, denn der Osten hörte bei Teilnehmern aus Jugoslawien und Bulgarien auf. Damit mag es auch zusammenhängen, daß den Repräsentanten des Marxismus nicht die Diskrepanz zwischen ihrem Humanitätsideal und östlicher Realität als brutale Wahrheit entgegengehalten worden ist. Immerhin: es handelt sich unstreitig nicht nur um eine Begegnung von höchstem Niveau, sondern auch von großer Bedeutung. Das mögen ein paar weitere Zitate belegen: „Die Theologie trägt in das Dasein ein Telos hinein, das man nicht beweisen kann. Der Mensch ist allein und bleibt allein", so läßt der Zagreber Philosoph *Branko Bosnjak* sich vernehmen. Zum kosmologischen Gottesbeweis sagt *Asari Polikarov*, Philosophie-Professor aus Sofia, „daß das Kausaldenken auf das Geschehen innerhalb des Gegebenen zugeschnitten ist und nur dieses verständlich machen soll und kann". Im Zusammenhang damit ist der Hinweis des Wissenschaftstheoretikers *Paul Weingartner* zu beachten, daß nach der Ansicht von *Thomas von Aquin* „Raum und Zeit und damit auch die an die raum-zeitliche Weltstruktur gebundenen Gesetze mit der Erschaffung des Universums geschaffen worden sind". Hier eröffnet sich eine interessante Gedankenbrücke zu *Kant*. Gegen *Kauskys* These vom Urchristentum als einer sozialistischen Bewegung des antiken Proletariats wird auf *Ernst Troeltsch* verwiesen und u. a. folgende Tatsache erwähnt: „Die soziale Zusammensetzung der Gemeinden war kleinbürgerlicher Art, man war äußerst vorsichtig mit der Aufnahme von Sklaven, Emanzipationsbedürftige wurden ausdrücklich ausgeschlossen". Gegen die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Vorausschau auf die Zukunft des Menschen verweist *Gilbert Mury* sehr anschaulich auf die Geschichte: „Man weiß nachträglich, daß Cleopatra römische Feldherren bezaubert hat. Geschichtlich bestand keine Notwendigkeit, weder daß Cleopatra so schön war, noch daß die römischen Generäle ihrer Schönheit gegenüber so empfindsam waren."

Diese Auslese mögen ein paar Sätze aus einem großartigen Brief Albert Einsteins beschließen: „Man könnte, ja sollte erwarten, daß die Welt nur insoweit sich als gesetzlich erweise, als wir ordnend eingreifen. .. Wenn auch die Axiome der Theorie vom Menschen gesetzt sind, so setzt doch der Erfolg eines solchen Beginnens eine hochgradige Ordnung der objektiven Welt voraus, die a priori zu erwarten man keinerlei Berechtigung hatte. Hier liegt das Wunder, das sich mit der Entwicklung unserer Kenntnisse immer mehr verstärkt. Das ist der schwache Punkt bei Positivisten und berufsmäßigen Atheisten, die sich beglückfühlen durch das Bewußtsein, die Welt erfolg-

reich nicht nur entgöttert, sondern sogar ‚entwundert‘ zu haben. Das Schöne ist, daß wir uns mit der Anerkennung des Wunders scheiden müssen, ohne daß es einen legitimen Weg darüber hinaus gäbe.“ Um nicht mißdeutet zu werden, fügt er an, er sei nicht etwa, „geschwächt durch das Alter — eine Beute der Pfaffen geworden“.

Erich F. W. Altwein

GEORG POLIKEIT DIE SOGENANNTEN DDR

Zahlen, Daten, Realitäten. Eine Landeskunde über den anderen Teil Deutschlands. Weltkreisverlag, Jugenheim/Bergstraße 1966. 328 S., 13,70 DM.

GEORG POLIKEIT WO MOSKAU WEIT IM WESTEN LIEGT

Eine Reisebericht über Sibirien und den sowjetischen Orient. Weltkreisverlag, Jugenheim/Bergstraße 1964. 187 S. und 57 Fotos, Paperback, 7,60 DM.

Zahlen, Daten, Realitäten über die DDR vermitteln zu wollen ohne „jeden eigenen Kommentar zu den mitgeteilten Tatsachen, deren Wertung (der Autor) dem Leser selbst überläßt“, ist an sich ein lobenswertes Unterfangen. „Dadurch unterscheidet sich dieses Buch von vielen anderen bei uns veröffentlichten DDR-Darstellungen, die Sachdarstellung und polemische Auseinandersetzung mit dem Regime nicht immer trennen.“ Mit diesem Versprechen wirbt der Verlag. Aber der Autor fällt von einem Extrem der Scheuklappensicht der kalten Krieger ins andere: Völlig übernimmt er die Selbstdarstellung der deutschen Kommunisten und erzeugt damit — ist der Leser erst einmal darauf gekommen — eine Atmosphäre des Mißtrauens gegenüber jeder Zahl und jedem Datum, mögen sie auch stimmen. Polikeit möchte „einen Beitrag zur Versachlichung der Diskussion über unser Verhältnis zum anderen Teil Deutschlands“ leisten. Er erklärt sich bereit, „jede Angabe durch Tatsachen zu belegen und notfalls auch in Streitgesprächen zu verteidigen“. Ich glaube, man sollte ihn lieber nicht beim Wort nehmen.

Wie will der Verfasser beispielsweise rechtfertigen, daß er einerseits zutreffend schreibt: „Die Gewerkschaften nehmen unmittelbar an der Ausübung der Staatsmacht teil“ und andererseits: „Gleichzeitig bleiben jedoch die traditionellen Aufgaben der Gewerkschaftsbewegung bestehen.“ Gehört etwa das Streikrecht nicht zur gewerkschaftlichen Tradition? In der DDR werden Arbeiterstreiks bestraft, nichts davon liest man bei Polikeit. Das zu erwartende Argument, in einem Arbeiter- und Bauernstaat würden die Arbeiter ja gegen sich selbst streiken, entspricht der Alltagserfahrung der Werktätigen nicht. Arbeiter und Staatsmacht sind eben identisch nur in der

Theorie. *Lenin* hat die Funktion der sozialistischen Gewerkschaften als Transmissionsriemen zwischen der Partei und den Massen beschrieben. Der Autor stellt als demokratisches Instrument dar, was von den marxistischen Theoretikern selbst als zentralistisches Machtmittel bezeichnet wurde.

Eine Überprüfung seines Vergleichs der monatlichen Durchschnittseinkommen der Arbeitnehmer in der DDR und der Bundesrepublik ergibt erstaunlicherweise, daß Polikeit für die östliche Seite den Sammelbegriff „Arbeiter und Angestellte“ verwendet, auf der westlichen Seite von Industriearbeitern spricht. Das Statistische Jahrbuch der DDR definiert wie folgt: „Arbeitskräfte, die in einem Arbeitsrechtsverhältnis zu einem Betrieb, einer Einrichtung, einer Verwaltung, einem freiberuflich Tätigen oder einem privaten Haushalt stehen. Hierzu gehören auch Heimarbeiter und nicht ständig Beschäftigte, jedoch nicht die Lehrlinge.“ Entsprechend dieser Statistik gibt es außer „Arbeitern und Angestellten“, die 81,4 vH aller Berufstätigen ausmachen, nur noch die Mitglieder von Produktionsgenossenschaften und Rechtsanwaltskollegien, selbständigen Erwerbstätigen, mithelfenden Familienangehörigen und freiberuflich Tätigen. Wenn der Autor auch in einer Fußnote die Vergleichbarkeit von ihm zitierter Zahlen einschränkt, beansprucht er doch, ein ungefähres Bild zu vermitteln. Da er nicht berücksichtigt, daß zu der Kategorie „Arbeiter und Angestellte“ offensichtlich auch die hochbezahlten Gruppen der Intelligenz, der Fachschulabsolventen, der leitenden Angestellten und Parteikader hinzugezählt werden müssen, kann der hier vorgenommene Vergleich nicht zu einem richtigen Bild führen.

Die zusammenfassenden Darstellungen des Verfassers über die Enteignung der „Nazi- und Kriegsverbrecher“ (und das sind einfach alle größeren Betriebe gewesen) und der Kollektivierung der Landwirtschaft kennzeichnen sich allein durch ihre Sprache: „Im Gegensatz zur Bundesrepublik vollzog sich dieser Konzentrationsprozeß ... jedoch nicht in Form eines allmählichen Ausscheidungsprozesses durch den Konkurrenzkampf, bei dem jährlich einige hunderttausend Bauern zur Aufgabe ihrer Betriebe gezwungen werden“ (es sind seit Gründung der Bundesrepublik 500 000 insgesamt!), „sondern in Form der vom DDR-Regime propagierten Bildung Landwirtschaftlicher Produktionsgenossenschaften (LPG).“ Wo einerseits „gezwungen“, andererseits „gebildet“ wird, ist Sachlichkeit kaum mehr zu erwarten.

Die Vorgeschichte des 13. August 1961 liest sich wie in einem DDR-Schulbuch für Staatsbürgerkunde: Die Spannung verschärfte sich, die Fluchtbewegung nahm zu, Truppeneinheiten der NATO wurden in Alarmbereitschaft versetzt, die Bundesregierung bereitete die Ein-

berufung von Reservisten vor. In Berliner Schlachthöfen und in der Humboldt-Universität wurden Brände gelegt. „Diese Situation führte schließlich am 13. August 1961 zu der Schließung der Grenze und der Errichtung der Mauer in Berlin.“ Der unbestrittene Hauptgrund, daß ein weiterer Arbeitskräfteverlust die DDR-Wirtschaft ruiniert hätte, ist dem Autor anscheinend unangenehm, weil sie Rückschlüsse auf das politische Bewußtsein vieler DDR-Bürger erlauben würde. Die Reihe solcher und ähnlicher Unrichtigkeiten und Verzerrungen könnte lange fortgesetzt werden.

Bei der Lektüre des Bandes fiel mir immer wieder das Bild von einem Skelett ein, das außer den Abmessungen der Knochen nichts über die Person aussagen kann. Zahlen, Daten, die meistens stimmen — bei Vergleichen mit Verhältnissen in der Bundesrepublik muß man allerdings skeptisch sein — können über das kulturelle Leben, über die Rechtspraxis, über das politische System und die wirklichen Machtverhältnisse, über Geschichte und Außenpolitik nur wenig Authentisches berichten. Dazu bedarf es wissenschaftlicher Unvoreingenommenheit. Polikeit dagegen zeigt das uneingeschränkte politische Engagement eines Journalisten, der sich völlig auf die Seite des sozialistischen Teils Deutschlands gestellt hat. Nichts gegen diese Überzeugung, viel aber gegen diese Maskerade eines Tatsachenberichtes.

Sein im selben Verlag erschienener Reisebericht über Sibirien und den sowjetischen Orient ist eine schwärmerische, naiv anmutende Lobeshymne auf die Pionierleistungen der Menschen in diesem Land.

Barbara, Skriver

GÜNTER KALEX
WIRTSCHAFTSUNTERNEHMEN
DER ARBEITERBEWEGUNG IN
WESTDEUTSCHLAND

Dietz-Verlag, Berlin 1967. 235 \$., kart. 5 DM-Ost.

Das Buch von Kalex ist ein eindrucksvoller Beleg für das zunehmende Interesse, das die SED in der Sowjetzone an den Wirtschaftsunternehmen des DGB und seiner Gewerkschaften nimmt. Es schildert in einer historischen Skizze Entstehung und Wiederaufbau der freien gemeinwirtschaftlichen Unternehmen. Hierbei handelt es sich um eine im allgemeinen sachliche, wenn auch unvollkommene Darstellung.

Typisch bei dieser wie bei fast allen sowjetzonalen Veröffentlichungen ist das Vorherrschen des ideologischen Gestrüpps über die sachliche Vermittlung von Fakten. Unklar bleibt, was der Verfasser als „freie Gemeinwirtschaft“ ansieht. In seiner Darstellung erscheinen nur die Konsumgenossenschaften und gewerkschaftlichen Wirtschaftsunternehmen. Daß daneben noch weitere Zweige der freien

Gemeinwirtschaft existieren wie etwa Wohnungsbaugenossenschaften, die nicht den Gewerkschaften gehören, oder andere Selbsthilfeeinrichtungen, die nicht Konsumgenossenschaften sind, wird ebenso übersehen wie die Tatsache, daß diese verschiedenen Zweige keine Einheit darstellen. Wie der Titel seines Buches zeigt, läßt sich der Verfasser aber von der Vorstellung leiten, als gäbe es — was in der historischen Entwicklung zunächst durchaus richtig war — auch heute noch so etwas wie „Wirtschaftsunternehmen der Arbeiterbewegung“. Tatsächlich gibt es aber nur solche der Gewerkschaften, der Konsumgenossenschaften und anderer freier Selbsthilfeorganisationen, die in ihren Zielvorstellungen nicht immer übereinstimmen.

Es wäre nützlich gewesen und hätte dem Buch seinen besonderen Wert gegeben, wenn Kalex den westdeutschen Wirtschaftsunternehmen der Gewerkschaften wenigstens in einem kurzen Überblick die der sowjetzonalen Gewerkschaften gegenübergestellt und dabei geschildert hätte, ob und wie sie in der DDR jene Aufgaben wahrnehmen, die Kalex unseren Gewerkschaftsunternehmen zumißt. Aber dann hätte er wohl darlegen müssen, daß es dort keine Gewerkschaftsbank, keine gemeinwirtschaftlichen Versicherungsunternehmen und kein der „Neuen Heimat“ oder den „Deutschen Bauhütten“ vergleichbares Unternehmen der Wohnungswirtschaft gibt.

Dennoch ist das Buch für unsere westdeutschen Gewerkschafter eine aufschlußreiche Lektüre, weil es den grundsätzlichen Wandel deutlich macht, der in Kreisen der SED und der sowjetzonalen Gewerkschaften in der Beurteilung unserer Gewerkschaftsunternehmen eingetreten ist.

Bis in die jüngste Zeit wurden unsere Gewerkschaftsunternehmen den Arbeitern der Sowjetzone als rein „kapitalistische Unternehmen“ und als ein „fester Bestandteil des imperialistischen Systems“ dargestellt und die westdeutschen Arbeiter zum Kampf gegen sie aufgerufen. Diese Auffassung wurde mit reichlichen *Marx-* und *Lenin-*Zitaten zu belegen versucht.

Haarscharf weist nun Kalex mit anderen und ähnlichen *Marx-* und *Lenin-*Zitaten nach, daß diese Auffassung falsch und der Charakter der gewerkschaftlichen und freigemeinwirtschaftlichen Unternehmen Westdeutschlands ein anderer ist. Mit Argumenten, die auch wir teilweise durchaus unterschreiben können, betont Kalex, „daß es falsch ist, die Gewerkschaftsunternehmen einfach als kapitalistische Monopole und als Teile des staatsmonopolistischen Systems zu betrachten, und daß eine derartige Einschätzung zu schädlichen Konsequenzen führen kann“ (S. 129). Vielmehr würden die Wirtschaftsunternehmen der Gewerkschaften eine „wirkliche Alternative gegenüber dem staatsmonopolistischen Wirt-

schaftssystem darstellen" (S. 226) und in ihren Erfolgen würde sich „ihre Überlegenheit über das kapitalistische System" ausdrücken. Sie seien „antikapitalistische, antimonopolistische Elemente innerhalb der Volkswirtschaft" und würden „eine Übergangsform von der kapitalistischen zur sozialistischen Produktionsweise" (S. 225) bilden. Die Auseinandersetzung mit diesen und ähnlichen überwiegend politischen Thesen des Verfassers kann zu einer vertieften Kenntnis der Aufgaben und realen Möglichkeiten der gewerkschaftlichen "Wirtschaftsunternehmen in der Bundesrepublik beitragen.

Dr. Kurt Hirche

ALBERT O. HIRSCHMAN

DIE STRATEGIE DER WIRTSCHAFTLICHEN ENTWICKLUNG

Ökonomische Studien, herausgegeben von Prof. Dr. Karl Schiller, Institut für Außenhandel und Oberseewirtschaft der Universität Hamburg, Bd. 13. Gustav Fischer Verlag, Stuttgart 1967. XIII/206 S., kart. 23 DM.

Wenn man sich jahrzehntlang mit der volkswirtschaftlichen Literatur beschäftigt, dann merkt man erst, wie selten wirkliche Standardwerke sind. Das vorliegende Buch des Autors, das nunmehr endlich auch in deutscher Sprache vorliegt, ist ein solches Standardwerk. Es muß jedermann empfohlen werden, der sich für diesen hochwichtigen Problembereich interessiert, und es kann jedermann empfohlen werden, da der Autor die Materie souverän beherrscht und sich daher in vorbildlicher Einfachheit auszudrücken weiß. Allein das schon macht die Lektüre dieses Buches zu einem Genuß.

Im 1. Kapitel („Einleitende Untersuchungen") wird darauf hingewiesen, daß es vorzüglich darauf ankommt, „Zwänge" und „Induktionsmechanismen" aufzuspüren, welche die latenten Ressourcen der Entwicklungsländer aktivieren. Daß es aus dieser Sicht ein Vorzug ist, Nachzügler zu sein, ist augenfällig.

Das bedeutet jedoch nicht — und das wird im 2. Kapitel („Wachstumsmodelle und Entwicklungsprozesse") abgehandelt —, daß es sich um einen simplen Imitationsprozeß handelt. Besötiders gewarnt wird in diesem Zusammenhang vor einer Identifizierung der Wachstumsprobleme entwickelter Industrieländer mit den Entwicklungsproblemen der Nachzügler. Das Problem der „Investitionsfähigkeit" ist für letztere ein Entscheidungsproblem (hier bewußt im Doppelsinn des Wortes verwendet).

Es geht weiter nicht an — und das steht im 3. Kapitel („Gleichgewichtigtes Wachstum: eine Kritik") —, das ex post konstruierte Modell des gleichgewichtigen Wachstums als Rezept für die Wirtschaftspolitik der Entwicklungsländer zu übernehmen.

Es wird vielmehr im 4. Kapitel „Ein Plädoyer für das ungleichgewichtige Wachstum"

gegeben und die Entwicklung als eine „Kette von Ungleichgewichten" herausgestellt, die es eher zu fördern als zu dämpfen gilt. Dieses ungleichgewichtige Wachstum erfordert natürlich eine entsprechende „Auswahl und Strategie der Investitionen".

Genau das ist auch der Titel des 5. Kapitels. Diese Investitionen müssen nämlich so geartet sein, daß sie einander induzieren; daß also die erste die nächste schon im Gefolge hat usw.

Der entsprechende „Mechanismus" der „Rückwärts- und Vorwärtskopplung" wird denn auch im 6. Kapitel („Interdependenz und Industrialisierung") eingehend erläutert. Da diese Interdependenzen und Koppelungseffekte gerade in den Entwicklungsländern fehlen, müssen sie dort bewußt geschaffen werden.

„Weitere charakteristische Aspekte der Industrialisierung" werden im 7. Kapitel besprochen; darunter der Einfluß der Importe als Sonden für jene Nachfrage, die bei entsprechender Größe einheimische Industrien zu alimentieren vermag.

Im 8. Kapitel („Leistungsfähigkeit und Wachstum der Einzelfirma") wird dann auf die Probleme der „Firmen" in den unterentwickelten Ländern eingegangen. Dabei werden Perspektiven aufgezeigt, welche bestimmte Vorgangsweisen als vernünftig erscheinen lassen, obwohl sie dies auf den ersten Blick nicht ohne weiteres zu sein scheinen.

Das 9. Kapitel („Die Bedeutung von Störungen") befaßt sich mit den bekannten Phänomenen der „Inflation" und der „Zahlungsbilanzdefizite", die jedoch im gegebenen Zusammenhang nicht unbedingt als nur negativ zu betrachten sind, da auch von ihnen anreizende Impulse ausgehen können.

Das Kapitel 10 („Interregionale und internationale Ausbreitung des wirtschaftlichen Wachstums") bezieht dann noch die augenfälligen Probleme der verschiedentlich eklatanten Entwicklungsdualismen mit in die Betrachtung ein. Sie erscheinen als unvermeidbar und sind schließlich auch in den entwickelten Industrienationen vorhanden.

Das abschließende 11. Kapitel („Schlußfolgerungen") befaßt sich dann noch mit den Funktionen der Regierungen im gegenständlichen Zusammenhang. Ihr aktives Eingreifen steht dabei als Notwendigkeit außer Frage, besonders wo es sich um sogenannte „pilot projects" handelt.

Das war in aller Kürze der Versuch, den Gedankengang des Autors in seinen wesentlichen Zügen nachzuzeichnen. Dabei wurde vieles nicht berücksichtigt; konnte vieles nicht berücksichtigt werden, da es sich hier um ein Buch handelt, das in seinen Fußnoten mehr Anregungen liefert als manche hochgelehrte Schwarte auf vielen hundert Druckseiten.

Dr. Johannes Kasnacich-Schmid